

AGGRESSION

Pjotr Kropotkin oder Konrad Lorenz?

Seit jeher streiten die Gelehrten, ob der Mensch von Natur aus »böse« sei: Ist sein tierisches Erbe eine gefährliche Last, die durch soziale Zwänge nur mühsam im Zaum gehalten wird?

Von Melanie Killen und Marina Cords

Tag für Tag werden uns aus aller Welt Ausbrüche von Hass und Gewalt gemeldet, und unweigerlich drängt sich die Frage auf, ob aggressives Verhalten zur menschlichen Natur gehört. Vielleicht ist das der Fall. Doch zum Ausgleich – so unsere These – gibt es auch eine ebenso starke Tendenz zur Kooperation. So argumentierte schon vor einem Jahrhundert der russische Anarchist Pjotr Alexejewitsch Kropotkin: In seinem Werk »Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt« (1904) postulierte er einen natürlichen Hang zur Hilfsbereitschaft.

Solche Ansichten relativieren die einseitige Vorstellung, nur aggressives Verhalten habe tiefe biologische Wurzeln. Molekularbiologen suchen bei Mäusen nach Genen, welche die Aggressivität steuern – in der Annahme, ähnliche Mechanismen seien auch beim Menschen wirksam. Immer wieder haben Naturforscher Parallelen zum Verhalten der Tiere gezogen, um die eher »wilden« Verhaltensmuster des Menschen zu erklären. Besonders populär wurde diese Idee durch den österreichischen Zoologen und Nobelpreisträger Konrad Lorenz; 1963 erschien sein Klassiker »Das sogenannte Böse. Zur Naturgeschichte der Aggression«.

Nach Lorenz ist eine gewisse streitlustige Veranlagung bei den meisten Lebewesen eine notwendige, da ungemein nützliche Charaktereigenschaft: Sie hilft dem Männchen, Res-

ourcen zu erobern, und dem Weibchen, seinen Nachwuchs zu beschützen. Ausgehend von der Vorstellung von Aggression als »animalischem« Grundinstinkt lag es für Lorenz und seine Nachfolger nahe, auch menschliches Verhalten mit diesem Prinzip zu erklären. Die unzähligen Gewaltakte, die tagtäglich Schlagzeilen liefern, scheinen solche Hypothesen zu bestätigen.

Doch gegen diese verbreitete Ansicht sprechen zahlreiche entwicklungspsychologische Studien. Bei Konflikten bricht unter Kindern nämlich keineswegs zwangsläufig aggressives Verhalten aus. Vielmehr nutzen sie vielfältige Strategien, um Streit zu vermeiden, zu mildern oder beizulegen und die Folgen für ihre Sozialbeziehungen möglichst gering zu halten.

Das soll gewiss nicht heißen, die Interaktionen zwischen Kindern wären stets friedfertig. Vielmehr geht es um die Erkenntnis, dass Konflikte keineswegs nur ein asozialer Störfaktor sind wie im Aggressionsmodell. Streit kann Kindern helfen, den Standpunkt des anderen einzunehmen, Kompromisse auszuhandeln und von selbst Begriffe wie Gleichheit und Gerechtigkeit zu bilden.

Kindliches Verhandlungstalent

Beispiele für die sozialen Fertigkeiten von Kindern liefert eine Studie, die eine von uns (Killen) zusammen mit Elliot Turiel von der Universität von Kalifornien in Berkeley durchgeführt hat. Wir ließen drei vierjährige Kinder jeweils 15 Minuten lang unbeaufsichtigt miteinander spielen. Eine Videokamera



MELANIE KILLEN

◀ Kinder teilen ihre Spielsachen (links), Schimpansen teilen ihr Futter (unten). Solche Szenen belegen, dass es instinktive Neigungen zu Gemeinschaftssinn und Kooperation gibt.

zeichnete unter anderem folgende aufschlussreiche Szene auf:

Ruth (hält zwei Spielzeugfiguren hoch): He, ich will das grüne Männchen. Wollen wir tauschen? Hier, das kannst du haben. (Ruth legt Michael ein blaues Männchen hin.) Und ich krieg das grüne, okay? (Ruth greift nach dem grünen Männchen in Michaels Hand.)

Michael (hält das grüne Männchen fest): Nein! Wir haben schon getauscht. Ich will das da. Ich will es jetzt, und du hast es ja auch schon gehabt.

Lily: He, ihr beide könnt meine Löffel haben, wenn ihr wollt. (Lily zeigt Michael und Ruth ihre Löffel.)

Ruth: Nein, ich will das grüne Männchen.

Michael (lehnt sich über seine Spielsachen): Ich geb gar nichts her.

Lily (singend): Ich geb gar nichts her.

Ruth (singend): Ich geb gar nichts her.

Lily: Das ist aber nicht fair, ich hab nämlich überhaupt kein Männchen.

Michael (zu Ruth): Gib du ihr eins davon.

Ruth: Aber du hast drei und sie hat keins und ich hab eins. Das ist nicht fair.

Lily: Ja, weil ich keins hab.

Ruth (zu Michael): Weißt du was? Wenn du mir das grüne gibst, dann geb ich ihr das rote, und dann hat jeder eins.

Michael: Wenn du mir nicht das rote gibst, dann lade ich dich nicht zu meinem Geburtstag ein!

Lily: Aber ich hab überhaupt kein Männchen!

Ruth (zu Lily): Gut, ich geb dir das und ich



nehm das von Michael und dann hat jeder eins. Okay?

Michael (gibt Ruth das orangefarbene Männchen): Okay. Aber morgen tauschen wir dann wieder!

Ruth (singend): Geburtstag! (Sie nimmt das orangefarbene Männchen von Michael und gibt Lily das rote.)

Lily (singend): Geburtstag!

Michael (singend): Geburtstag!



▷ Dieser Ausschnitt gibt eine Ahnung von der – oft unterschätzten – Komplexität kindlicher Sozial- und Moralkompetenz. Durch eine Fülle von Strategien sorgen Lily, Ruth und Michael dafür, dass die Interaktion in Fluss bleibt: Vorschläge zur Zusammenarbeit (»Wollen wir tauschen?«), moralische Rechtfertigungen (»Das ist nicht fair, weil ...«), Interventionen von dritter Seite (»He, ihr beide könnt meine Löffel haben«), Kompromisse (die Kinder bekommen andere Spielsachen als die gewünschten), Rituale (singen), Eigentumsansprüche (»Du hast es schon gehabt«), Drohungen (»Dann lade ich dich nicht zu meinem Geburtstag ein«) und Tauschhandel (»Ich geb dir das und ich nehm das«). Zwar verfolgen die Kinder manchmal eigene Interessen, aber sie geben sich große Mühe, der ganzen Gruppe gerecht zu werden.

Ruth, Lily und Michael sind keine Ausnahmekinder. In mehr als 2000 Gesprächen zwischen Kindern, die ohne Erwachsene in einem Zimmer spielten, kamen Befehle und Unnachgiebigkeit seltener vor als kooperative Äußerungen, in denen ein Kind einen Vorschlag machte oder mit anderen verhandelte.

Interessanterweise änderte sich die Situation dramatisch, sobald beim Spielen ein Erzieher anwesend war. Dieselben Kinder schienen nun viel weniger in der Lage, ihre Interessen durch Geben und Nehmen auszugleichen. Anstatt miteinander zu verhandeln, riefen sie bei aufkommenden Streitigkeiten den Erwachsenen zu Hilfe, drohten mit seinem Einschreiten oder ließen das Thema einfach fallen. Offensichtlich haben kleine Kinder zwar durchaus Möglichkeiten, Konflikte zu vermeiden oder zu lösen, doch in den meisten Kindergärten und Vorschulen gibt man ihnen kaum Gelegenheit, diese Fertigkeiten zu üben – vielleicht weil die Erzieher glauben, ihre Schützlinge würden ohne Aufsicht den aggressiven »animalischen« Instinkten freien Lauf lassen.

Wir hingegen glauben, dass Kinder von Natur aus sozial begabt sind. Natürlich ist es sehr schwierig, die angeborenen Eigenschaften eines Kindes von den erlernten zu unterscheiden. Viele Eltern berichten von langwierigen Versuchen, ihren Kindern das Teilen und Nachgeben beizubringen. Vermutlich werden diese Erziehungsmaßnahmen ihre Wirkung nicht völlig verfehlt haben. Wir müssen also fragen: Gibt es Hinweise darauf, dass positives Sozialverhalten nicht einzig und allein auf Erziehung zurückzuführen ist? Das ist aber so kaum zu beantworten, denn welches Kind wächst schon völlig unbeeinflusst von Erwachsenen auf. Zum Glück liefern uns Primatenforscher ein fehlendes Puzzlestück: Das Verhalten unserer nächsten Verwandten im Tierreich stützt die Vermu-

tung, dass unsere sozialen Eigenschaften tatsächlich eine biologische Grundlage haben.

Schimpansen, Gorillas und Orang-Utans stehen oft vor ganz ähnlichen Problemen wie spielende Kinder. Sie sind immer wieder uneins, was sie wann mit wem tun wollen und wohin die ganze Gruppe ziehen soll. Und wie unsere Kinder kennen auch sie vielerlei Mittel und Wege, um Spannungen zu verhindern oder zu entschärfen.

Versöhnliche Schimpansen

Diese Erkenntnis keimte in den 1970er Jahren anlässlich der eher zufälligen Beobachtung, dass Schimpansen, die kurz zuvor heftig gestritten hatten, einander umarmten und küssteten. Solche versöhnlichen Gesten brachten Primatenforscher um Frans de Waal von der Emory University in Atlanta (Georgia) auf die Idee, das Konfliktmanagement nach Aggressionsausbrüchen systematisch zu untersuchen.

Wie die Forscher herausfanden, geben die Kontrahenten nach einem Streit meist binnen weniger Minuten Friedenssignale. Sorgfältige Beobachtungen und Verhaltensexperimente zeigen, wie solche Versöhnungstreffen die freundschaftlichen Beziehungen wiederherstellen und die Angst mildern, die bei den Rivalen nach einem Kampf zurückbleibt. Wie unsereins vermögen auch diese Tiere Streitigkeiten von vornherein abzuwenden.

Beispielsweise überlassen viele Primaten einem besonders kräftigen Tier den Vortritt am Futterplatz: Ein untergeordnetes Gruppenmitglied wird ohne Protest nachgeben, sobald sich das dominante Tier nähert. In anderen Situationen gilt das Vorrecht des Finders: Wenn ein Untertan einen begehrten Gegenstand davontragen kann, darf er ihn behalten, ohne dass ihm ein Machthaber den Besitz streitig macht.

Diese Forschung regte auch die Suche nach ähnlichen Friedensstrategien beim Menschen an. Beispielsweise fanden Marina Butovskaya und ihre Mitarbeiter an der Russischen Staatsuniversität für Humanwissenschaften in Moskau im Rahmen einer kulturvergleichenden Studie bei Kindern aus Russland, den USA, Italien, Schweden und Kalmückien ein breites Spektrum friedensstiftender Maßnahmen: Nach einem Streit boten die Kinder Umarmungen an, wollten teilen, skandierten versöhnliche Kinderverse oder bezogen Dritte als Vermittler ein.

Solche Ergebnisse sind für Primatenforscher keine Überraschung, denn sie haben das allzu simple Bild vom angeborenen Aggressionsinstinkt bereits aufgegeben. Vielleicht sollten wir endlich aufhören, »das Böse« unter fälschlicher Berufung auf die Wissenschaft als »anthropologische Konstante« hinzunehmen. <



Melanie Killen (links) ist Professor of Human Development sowie stellvertretende Direktorin am Center for Children, Relationships, and Culture an der Universität von Maryland in College Park. **Marina Cords** ist Primatenforscherin; sie leitet die Abteilung für Ökologie, Evolution und Umweltbiologie an der Columbia University in New York.

© American Scientist Magazine (www.americanscientist.org)

Weblinks zum Thema finden Sie bei www.spektrum.de unter »Inhaltsverzeichnis«.